

Frank Keil

Versöhnung ausgeschlossen

Es ist ein Wunder, was Menschen an erfahrener Gewalt, Missachtung und Vernachlässigung überleben, auch überwinden können. Deswegen muss immer wieder darüber erzählt werden.

Die Koordinaten: die 1950er-Jahre, Deutschland, Nachkriegsdeutschland, im Westen, Franken, bei Bamberg, eine als hübsch und heute leicht verschlafenen geltende Stadt (der Dom, die Inselstadt, die Brauereitradition). Eine Siedlung von sehr einfachen Häusern am Ufern des örtlichen Flusses, Regnitz der Name (mündet in den Main). Wer hier wohnt, wer hier wohnen muss, gilt nicht viel und wird es entsprechend schwer haben, Wirtschaftswunder hin oder her. Wer hier wohnt, soll hier bleiben. Wer hier wohnt, bleibt am besten unauffällig. Noch besser ist, man sieht ihn gar nicht erst.

Erbaut hat man die Häuser einst für die Zwangsarbeiter, verschleppt aus dem Osten, aus Polen, aus Russland. Damit sie im Deutschen Reich helfen,

den Krieg zu gewinnen, der nicht zu gewinnen ist. Dass Natascha Wodin als Kind sowjetischer Zwangsarbeiter im Dezember 1945 in der Stadt Fürth zur Welt kommt, ist ein erstes Wunder: Wie haben ihre Eltern zusammenbleiben können? Wie haben sie den Krieg und die Nachkriegswirren und den äußerst strengen Winter 1945 auf 1946 überlebt? Wie haben sie es als Displaced Persons geschafft, dass sie nicht zurückgeschickt wurden in ein Land, das den ihnen geraubten Menschen äußerst feindselig gegenüber eingestellt war, als sie wiederkehrten?

Knapp 11 Jahre später ist ihre Mutter tot. Sie ist in die Regnitz gestiegen, sie hat ihr Leben, ihre Ehe mit einem durch und durch gewalttätigen Mann nicht mehr ausgehalten. Es wird nicht lange dauern, da hat ihre zurückgebliebene, ältere Tochter einen Wunsch: ihr Vater möge tot sein, möge sterben, auf der Stelle.

Am Ende wird sie als erwachsene Frau der einzige Mensch sein, der den kranken, dann totkranken Mann, der nicht sterben kann oder nicht sterben



Natascha Wodin

Irgendwo in diesem Dunkel

Reinbek: Rowohlt 2018

240 Seiten

20,00 Euro

ISBN: 978-3-498-07403-6

Leseprobe: https://www.rowohlt.de/download/file2/row_upload/3722299/LP_978-3-498-07403-6.pdf

will und der nun mal ihr Vater ist, hin und wieder besucht. Die an seinem Bett sitzt, obwohl sie dort nicht sitzen will. Und dann geht, denn so sehr sie seinen Tod wünscht, möchte sie bei seinem Sterben nicht dabei sein. Das nicht.

Sie schreibt: »Er sollte leiden, er sollte alt, krank, hilflos und auf mich angewiesen sein.« Ihr Wunsch ist auch der Wunsch einer Rache, selbst wenn diese nichts ungeschehen macht.

Natascha Wodin verzichtet aus guten Gründen auf eine Gattungsbezeichnung für ihr Werk, in dem sie ihre Kindheit, ihre Jugend und das Leben ihres Vaters erzählt. Weder »Roman«, noch »Bericht« noch »Biografie« nennt sie ihr Buch, weil es vielleicht keinen passenden Begriff gibt. Es ist das Gegenstück ihres Buches »Sie kam aus Mariupol«, in dem sie dem Leben ihrer Mutter nachspürt. Ihre Mutter kam aus Mariupol.

Und nun liegt das Leben ihres Vaters vor uns, dass so untrennbar mit dem ihren verknüpft ist, wie das so ist. Ihre erste, fassbare Erinnerung an ihn: ein Schlag. Ein Schlag, so heftig, dass sie aus dem Bett fliegt, in dem sie eben noch mit ihrem Vater liegt. Sie schreibt: »Von diesem Moment an habe ich einen Vater.«

Es ist aber nicht nur die unmittelbare, körperliche Gewalt, gegen die sich die Autorin als Kind und nun schreibend als erwachsene Frau zur Wehr setzen muss – es sind auch die vielfältigen Formen der Vernachlässigung und groben Miss-



© palmes | photocase.de

achtung, die es je zu erzählen gilt, damit sie fassbar werden. Es ist das Gebrülle, die Unberechenbarkeit seiner Wutausbrüche, die brutale Strenge seines Handelns, sein barbarischer Ordnungszwang auch, von denen wir jeweils erfahren – und die in einem so grotesken Widerspruch zu unseren aktuellen Diskussionen über die richtige und angemessene Kindererziehung stehen.

Natascha Wodin erzählt aber auch von ihrem Ringen, eine Deutsche zu sein. Dazu zu gehören also, oder neudeutsch: integriert zu sein. Denn so wie ihr Vater sich weigert, irgend etwas Deut-

sches anzunehmen und sei es auch nur rudimentär deutsch zu sprechen, so möchte sie lernen und nochmals lernen, möchte die Welt der Häuser verlassen, in der ihr Vater wie ein lebender toter Russe existiert, Jahr um Jahr, dann Jahrzehnt um Jahrzehnt.

»Als Zehnjährige hatte ich vor dem Leichenschauhaus gestanden und durch die Scheibe auf meine tote Mutter geblickt – jetzt lag an derselben Stelle mein toter Vater. Eine Ewigkeit schien zwischen seinem und ihrem Tod vergangen zu sein. Sie war zwanzig Jahre jünger gewesen als er, und trotzdem hatte er sie um mehr als drei Jahrzehnte überlebt. Ein fast neunzigjähriger Greis, der ihr, der so jung Gestorbenen, nun ins Grab folgen würde, in das gemeinsame Bett unter der Erde. Sein aufgebahrter Körper lag zwischen zwei diskret geschlossenen Särgen, die den Lebenden den obszönen Anblick des Todes ersparten.


Unter den vielen Kränzen zu Füßen der drei Verstorbenen war nur ein einziger, der meinem Vater zugehört war. „Zum Abschied von Deinen Töchtern“ hatte ich ohne Abstimmung mit meiner Schwester in Goldlettern auf die lilafarbene Schleife drucken lassen. Die deutschen Worte standen leer und sinnlos im Raum – sie waren an jemanden gerichtet, der nur Russisch verstanden hatte, und meine Schwester wurde in eine Einheit mit mir gedrängt, die sie nicht wollte. Seit langer Zeit schon gingen wir getrennter Wege.«

Natascha Wodin

Das Schweigen, das auch wortwörtliche Nicht-Sprechen, das Nicht-Erzählen, was war und was ist und was sein könnte, wird zu einem bestimmenden Motiv und Antrieb, sich ein eigenes Leben zu suchen, während ihr Vater ihr dieses Leben vorzuenthalten versucht.

Und wir folgen ihr auf diesem Weg, sind bei seiner Beerdigung dabei, erfahren von seinen letzten Jahren im Altenheim, reisen mit der Autorin nach Russland, nach Moskau, wo Natascha Wodin nach Spuren ihrer väterlichen Familie sucht, nur wenig wird sie finden, das Schweigen ist allmächtig, das Schweigen hat Komplizen und liegt am Ende mit im Sarg.

Und immer wieder taucht sie zwischendurch ab in ihre Kindheit, in ihre Jugend, wo sie am Ende keinen anderen Ausweg sieht, als das Haus der Häuser zu verlassen, auf der Straße zu leben und das zu werden, was man heute ein Straßenkind nennt.

Es ist ein weiteres Wunder, dass sie dieses Leben damals überlebt hat. Und dass sie heute eine große, anerkannte Autorin ist, eine deutsche Autorin mit russischen Wurzeln. 

Ein lesenswertes Interview vom Deutschlandfunk Kultur mit Natascha Wodin findet sich [> hier](#).



Autor

Frank Keil

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **blaufarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitiervorschlag

Keil, Frank (2018): Natascha Wodin: Irgendwo in diesem Dunkel. Reinbek 2018 (Rezension). www.maennerwege.de, September 2018.

Keywords

Vater, Tochter, Nachkriegszeit, Russland, familiäre Gewalt, Literatur, Displaced Person, Franken

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.